

Kapitel 1

Nur der Nebel ist wirklich. Nur der Sand. Nur die aufgewühlten Wellen, die an den Strand schlagen. Alles andere ist ein Traum. Es muss ein Traum sein. Ich sage mir das immer wieder, bis ich es glaube, weil ich nicht hier sein kann. Nicht jetzt. Nicht mit diesen feinen Nebeltröpfchen in meinen Wimpern, dem Sand unter meinen Zehen und dem bitteren Salzgeschmack auf meinen Lippen. Nicht, wenn die ganze Welt sich auf einen Streifen Strand, ein bisschen Dunst und eine einzelne Möwe verengt hat, die am Himmel schreit.

Es ist verrückt. Unmöglich. Und ich bin zu alt, um verrückt zu sein. Ich werde auf keinen Fall eine dieser verrückten alten Frauen, die ein ganzes Haus voller Katzen haben. Ich weigere mich einfach.

Außerdem mag ich Hunde sowieso lieber.

Ich berühre meinen Hals und sofort stockt mir der Atem. Die Kette ist fort. Mein Medaillon.

Die Stimme meiner Mutter neckt mich: „Nicht unmöglich, Liebes. Unwahrscheinlich. Denn für Gott ist alles möglich.“ In ihren Worten gesprochen, in diesem ältlichen, zitternden Tonfall schwingt ein Lachen mit, das mit dem Alter keuchend geworden ist. Wieder höre ich ihre Stimme. „Irgendwann wirst du das Medaillon verlieren, Thea Jean. Du wirst schon sehen.“ Ihr Grinsen lässt ihre Augenwinkel wie Falten aus altem Pergamentpapier aussehen. „Und dann fängt das Abenteuer erst richtig an.“

Aber ich will kein Abenteuer. Ich will nur einen bequemen Sessel, ein gutes Buch, die Stimmen meiner Enkel, die unter der kalifornischen Sonne spielen, und meinen Boxer zu meinen Füßen.

Ich will nach Hause.

Langsam lasse ich meinen Blick über die Wellen in der Monterey-Bucht schweifen. Wellen mit weißen Spitzen. Dunkles Wasser. Und dann weiß ich es. Das wird mir helfen aufzuwachen und nach Hause zu finden. Ich brauche eine kalte Dusche. Etwas, das mich aus diesem Verrückte-alte-Katzendame-Wahn herausholt.

Ich gehe weiter, bis das Meer zuerst meine Füße küsst und die Wellen dann meine Knöchel, Knie, Taille und zu guter Letzt meine Arme umspülen. Kalt. Eisig. Gut.

Das Wasser umfängt mich. Und plötzlich fühlt es sich nicht mehr an wie ein Traum.



Nebel legte sich um Kinna Henley, als sie auf die Knie sank und die Hände in den Sand bohrte. Die Körner kratzten über ihre Hand und schoben sich wie schwarzer Ruß unter ihre Fingernägel. Aber sie grub weiter. Tief in die feuchte, bewegliche Masse. Tief genug, um ihre Sünde zu vergraben. Oder zumindest den Beweis dafür.

Nein, nicht Sünde. So würde sie es nicht nennen. Eine Tat der Verzweiflung vielleicht. Der Entschlossenheit. Aber nicht Sünde. Die würde Gott nicht segnen, und er musste diesen Tag segnen. Er musste einfach. Sie setzte alles darauf.

Kinna warf einen Blick über ihre Schulter. Irgendwo schrie eine Möwe. Einmal. Nur einmal. Irgendwo brach sich das Wasser an Felsen und Sand. Irgendwo stieg die Sonne über den Horizont.

Aber nicht hier.

Hier gab es nichts als den Nebel und den Strand und den Sand unter ihren Fingern. Sie war allein.

Unfruchtbar.

Wie sehr sie dieses Wort hasste.

Kinna holte tief Luft und schob eine Hand in die Tasche ihres Schwestern Kittels. Dann zog sie sechs leere Medikamentenampullen heraus, die nicht ihren Namen trugen. Sie hielt sie in der Hand. Winzige Reste einer Flüssigkeit schimmerten darin und spiegelten den grauen Himmel. Das war alles, was von dem Mittel übrig war, das ihre Hoffnung verkörperte, das durch ihre Adern in ihre Eierstöcke strömte. Diese teuren Medikamente konnte sie sich alleine nicht leisten. Aber sie brauchte sie. Sie hatte es zu lange versucht, hatte zu lange gebetet, zu lange geglaubt ... umsonst.

Dieses Medikament, dieses Perganol, würde all das ändern. Es musste einfach. Sie ballte die Hand zur Faust.

Was getan ist, ist getan. Ich musste es nehmen, Gott. Verstehst du das? Ich musste einfach.

Sie drehte die Hand um, öffnete sie und ließ die Ampullen in das Loch fallen. Dann grub sie das Loch wieder zu und schob einen gro-

ßen, schweren Felsbrocken darüber. Endlich waren sie weg. Begraben.

Sie würde nicht darüber nachdenken, dass diese Ampullen versehentlich ans Krankenhaus geschickt worden waren. Dass sie hätten zurückgegeben werden müssen. Dass sie gesagt hatte, sie hätte sie zurückgeschickt. Oder dass sie sie stattdessen in ihrer Tasche hatte verschwinden lassen. Sie hatte sich eingeredet, es spiele keine Rolle, niemand würde es erfahren, niemand danach fragen, niemand Schaden nehmen. Sie hatte sich selbst davon überzeugt, dass dies der einzige Weg war. Und das war es auch. Alles andere hatte nicht funktioniert. Nicht das Aufschreiben der Temperatur, nicht die Millionen Untersuchungen, nicht die natürlichen Heilmittel, nicht die zwei Adoptionsversuche. Nicht einmal das Beten.

Ein Dutzend langer Jahre hatte sie das gelehrt. Gott versprach ein Happy End, aber bis jetzt hatte sie Monat für Monat nur Enttäuschung und Kummer erfahren und die Angst, dass sich nichts ändern würde.

Aber jetzt würde es eine Veränderung geben. Die Medikamente waren geschluckt, die Ampullen versteckt, ihre Eierstöcke zum Bersten gefüllt.

Endlich.

Ein Geräusch ertönte. Vielleicht ein Schrei. Kinna sprang auf und drehte sich um, aber es war niemand zu sehen. Niemand ging am Strand entlang. Niemand schwamm in den Wellen. Niemand baute Sandburgen.

Daran würde sie jetzt nicht denken. Sie würde sich nicht daran erinnern, wie sie zum ersten Mal in diesem Sand gekniet und darin gegraben und am Ufer Burgen gebaut hatte. Sie würde nicht an den Jungen denken, der sie hatte glauben lassen, Märchen könnten wahr werden. Oder an das, was anschließend mit ihnen geschehen war.

Das war vorbei. Vergangenheit. Was blieb, war die Verheißung, die aus diesen gestohlenen Ampullen in ihr Blut geflossen war. Alles andere war unwichtig.

Heute würde sich alles ändern.

Kinna nahm ihre Tasche und lief den stillen Strand entlang, die Ellbogen angewinkelt, mit schwingenden Armen. Schnell, entschlossen. Fünf Minuten in die eine Richtung, fünf Minuten in die andere, dann eine Wende und wieder zurück. Noch zweimal, dann würde sie den Sport für heute von ihrer To-do-Liste streichen können. Früher hatte

sie aus Spaß Sport getrieben. Jetzt war er ein Mittel zum Zweck, eine Methode, um ihren Körper vorzubereiten und sich selbst davon zu überzeugen, dass sie alles tat, was sie konnte, was sie sollte. So war ihr Leben inzwischen geworden.

Seufzend beschleunigte sie ihre Schritte. Sie vermisste die alte Kinna, die gerne lachte, scherzte und am Strand entlang joggte, nur um den Wind in ihren Haaren zu spüren und den Salzgeruch des Meeres einzatmen. Die Kinna, die noch an Märchen glaubte.

Aber bald würde sie wieder daran glauben. Sie würde lachen und scherzen, aber nicht joggen. Jedenfalls neun Monate lang nicht. Weil jetzt ihr Traum wahr werden und der Kummer ein Ende haben würde. Gott würde ihr endlich geben, wofür sie ihn so viele Jahre lang gebeten, angefleht und angebettelt hatte.

Früher war sie sich so sicher gewesen, dass Gott ihr Gebet erhören würde. So überzeugt von ihrem Glauben. Gott würde sie nicht enttäuschen, sie nicht im Stich lassen. Aber die Jahre hatten diesen Glauben zermürbt, ihn weggewaschen, Stück für Stück, so wie das Meer den Sand am Ufer wegspülte.

Bis heute.

Jetzt war ihr Glaube wieder da. Sie würde nicht länger diese zweifelnde, leidende Frau sein. Sie würde einen festen Glauben in sich tragen ... und noch mehr.

Das stimmt doch, nicht wahr, Gott? Sie wurde langsamer. Vom Arzt verordnet. Oder zumindest von der Krankenschwester.

Gott antwortete nicht.

Aber das spielte keine Rolle. Sie hatte lange genug gewartet. Alles versucht, gebetet, gehofft. Und endlich waren ihr diese Ampullen in die Hände gefallen, als hätte es so sein sollen. Als wäre es egal, wenn sie sie einfach verschwinden ließe. Eine einfache Sache. Kein Problem. Warum also musste sie die Dinger trotzdem im Sand vergraben?

Natürlich kannte sie die Anzeichen von Schuld. Als Pastorentochter lernte man so etwas. Sie wusste alles über Schuld.

Ich habe getan, was ich tun musste. Das ist alles. Ich kann nicht mehr so leben. Es muss sich etwas ändern.

Sie hatte etwas getan, das sie nie für möglich gehalten hätte. Kinna Henley war zur Diebin geworden.

Immer fester umklammerte sie ihre Tasche, bis sie in ihrer Hand ganz

zusammengeknautscht war und sich die Schnallen in das Fleisch ihrer Finger drückten. Früher hatte sie geweint und getobt, geschrien und Drohungen ausgestoßen. Sie hatte in zu viele Kissen geweint, sich in zu vielen Ecken zusammengerollt, zu viele Türen geknallt.

Bis jetzt.

Ein kalter Wind fuhr unter ihren Kittel und riss an den kurzen Haaren in ihrem Nacken. Es war so kalt hier, so einsam. Nicht einmal der Schrei einer Möwe oder das Schnattern eines Seelöwen leistete ihr Gesellschaft. Nichts als das endlose Rauschen der Wellen und die unheimliche Stille des Nebels.

Und Gott, der genauso still war.

Bitte enttäusch mich diesmal nicht wieder, Gott ... nicht noch einmal.

Diesmal hatte sie Pläne geschmiedet und die Sache selbst in die Hand genommen. Diesmal hatte sie ihre Seele verkauft. Nein, so schlimm war es nicht! So schlimm nicht!

Was ist, wenn ...? Was, wenn ich wieder versage?

Aber dazu würde es nicht kommen. Das durfte es einfach nicht.

Gott würde sie hören. Gott würde ein Einsehen mit ihr haben.

Kinna wollte weder Ruhm noch Reichtum, weder Schuhe noch Kleider noch die aktuelle Prada-Handtasche. Sie wollte kein neues Auto, kein neues Haus und noch nicht einmal eine neue Arbeitsstelle. Alles, was sie wollte, war ein Kind, ein eigenes Baby. Das hatte sie schon immer gewollt, seit sie denken konnte. Einen Mann, ein Baby und ein Happy End.

Hatte Gott nicht versprochen, dass er treu war? Hatte er nicht gesagt, sie müsse nur bitten und ihr werde gegeben? Wie konnte das, was jede Frau auf der Welt zu haben schien, denn zu viel verlangt sein? Sie wollte doch nur ein Baby. Mutter sein. Sonst nichts. Es erschien so einfach, so normal, so unmöglich.

Dies war ihre letzte Chance. Jedenfalls hatte der Arzt das gesagt. „*Noch ein Zyklus, Kinna.*“ Zyklen, nicht Monate. Alles wurde jetzt in Zyklen gemessen. „*Und dann müssen Sie über In-Vitro-Fertilisation nachdenken.*“

Aber IVF konnte sie sich nicht leisten. Genausowenig, wie sie sich Perganol leisten konnte. Die Kreditkarten waren bis zum Anschlag ausgereizt, auf dem Haus lag mehr als nur eine Hypothek. Und Jimmy hatte gesagt: keine Schulden mehr.

Kinna schloss die Augen. Sie hatte alles richtig gemacht. Bis ins letzte Detail. Sie hatte ihre Vitamine genommen, ihr Gemüse gegessen, keinen Tropfen Koffein angerührt und jeden Nachmittag einen Spaziergang gemacht. Sie hatte eine Woche lang ihre Basaltemperatur aufgeschrieben, die Daten bestimmt, nicht nur eine, sondern gleich zwei Ovulationstest-Packungen mit jeweils sieben Teststäbchen gekauft und jeden Tag zweimal getestet, vom elften bis zum fünfzehnten Tag des Zyklus. Und heute war endlich der richtige Zeitpunkt gekommen – genau der richtige Zeitpunkt, um schwanger zu werden.

Außerdem waren da natürlich noch die Ampullen.

Um sie herum verdichtete sich der wabernde Nebel. Das Meer murmelte zweifelnde Worte. Doch sie würde nicht darauf hören. Nicht mehr.

Trotzig stieß sie die Fußspitze in den Sand. Ein Stück getrockneter Seetang verfang sich zwischen ihren Zehen und der Sandale. Sie schüttelte es ab. Dann kramte sie in ihrer Tasche und zog das Ovulationsteststäbchen heraus, das sie dort verstaut hatte. Zwei Linien, beide gleich dick. Sie schloss die Finger darum und nahm dann ein Bild aus ihrer Tasche, ein lustiges Foto von einem lachenden Baby, das von Tulpen umgeben war. Das vollkommene Baby.

Sie fuhr mit dem Daumen leicht über das Gesicht des Säuglings und blinzelte.

Hör auf, Kinna. Gott hätte dich das Bild nicht finden lassen, wenn er nicht vorhätte, deine Gebete zu erhören. Sie blickte auf. Vergiss nicht, Gott, ich glaube daran.

Kinna erreichte das Ende des Strands und kehrte um. Plötzlich entdeckte sie im Sand etwas, das glänzte. Etwas Silbernes, das größtenteils unter der sandfarbenen Decke aus Millionen winziger Körner vergraben war. Als sie sich bückte, erkannte sie, dass es eine lange, stumpf gewordene Halskette war. Kinna hob sie auf. Ein ovales Medaillon, alt und abgewetzt, hing daran. Eine Grimasse verzerrte ihr Gesicht. Sie besaß genau das Gleiche, nur dass ihres neu war. Ein Geschenk von Jimmy, der behauptet hatte, es sei ein Einzelstück. Das sah ihm ähnlich, billige Dutzendware zu kaufen und so zu tun, als wäre sie mehr als das.

Sanft fuhr sie mit dem Finger über die filigranen zwei Tulpen, die auf dem Deckel des Medaillons eingraviert waren. Dann öffnete sie es und ein wenig Sand rieselte über ihre Finger. Sie wischte ihn fort.

Das Medaillon enthielt zwei Fotografien – eine von einem alten Mann und eine von einer alten Frau. Die Gesichter der beiden waren faltig, aber da die Fotos mit der Zeit nicht verblichen waren, konnte Kinna das Lächeln darauf sehen und erkennen, dass die beiden glücklich waren.

Glückliche Gesichter, zufriedene Gesichter, seines halb verborgen hinter einer dicken Brille, ihres gelblich vom Alter. Gesichter, die ihr einen Stich versetzten. Früher hatte sie geglaubt, sie würden auch so glücklich aussehen, wenn sie alt geworden waren. Sie und Jimmy. Und das würden sie auch. Sobald Gott ihre Gebete erhört hatte.

Kinna schloss das Medaillon und ließ es in ihre Tasche fallen. Als die Kette auf das Teststäbchen traf, ertönte ein leises Klirren.

Und dann schrie jemand.



Gebt mir eine Katze. Ich glaube, jetzt habe ich wirklich den Verstand verloren. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Dies ist kein Traum. Das Wasser ist echt. Zu echt. Gott will mich anscheinend auf den Arm nehmen, indem er mich hierhergeschickt hat.

Aber es ist nicht seine Schuld, dass ich mich in den Wellen befinde. Ich sollte ihn nicht dafür verantwortlich machen. Schließlich habe ich selbst diese Dummheit begangen. Verrückte alte Frau. Wenigstens das scheint zu stimmen. Ich würde ja lachen, aber dann würde mir das Salzwasser in den Mund laufen. Es umklammert mich mit eiskalten Fingern. Packt mich, wirbelt mich herum und drückt meinen Kopf unter die schwarze Oberfläche. Jetzt spüre ich die ersten Tentakel der Panik. Tatsächlicher, waschechter Panik.

Was habe ich getan?

Ich kämpfe und schreie. Ich schlage um mich, wobei meine Hände durch eine Luft fahren, die zu grau, zu schwer ist. Die Wellen zerren an mir und schleppen mich weiter vom Strand fort. Meine Augen sind ganz blind vom Salzwasser.

Eine Welle. Noch eine. Ich schreie noch einmal.

Meine Kehle brennt und ich kann nicht mehr schreien. Dämlich. Ver-rückt. Durchgeknallt.

Das Wasser wird kälter. Arme aus Eis umschließen mich und ziehen mich in die Tiefe. Ziehen mich zum Land der vielen Katzen.

Vielleicht hätte ich es wissen müssen. Hätte die Wahrheit erkennen müssen, als ich bemerkt habe, dass das Medaillon fort ist. Vielleicht ...

Aber das ist doch verrückt.

Dies hier ist real.

Dies ...

Was passiert, wenn man im Traum stirbt?



Kinna fuhr herum, als sie den Schrei hörte.

Noch einmal ertönte ein Kreischen, das wie eine Klinge durch ihre Nerven schnitt. Sie drehte sich in Richtung Wasser. Das Geräusch kam von den Wellen.

Ein Kreischen. Ein Rufen. Ein Hilfeschrei.

Sie hörte panisches Spritzen, einen letzten, verzweifelten Schrei. Hastig warf sie ihre Tasche in den Sand und rannte zum Ufer.

Dort! Jetzt konnte sie die Gestalt sehen, einen schwarzen Schatten auf der Wasseroberfläche.

Eine Welle brach und die Gestalt verschwand. Dann war nichts mehr zu hören.

Kinna schüttelte ihre Sandalen ab und tauchte ins Wasser. Kälte umfing sie. Die Wellen schlugen über ihr zusammen, hoben sie hoch und ließen sie wieder hinunterfallen.

Einen Augenblick lang konnte sie die Gestalt im Wasser deutlich sehen. Es war eine Frau, älter als Kinna, die um sich schlug. Ihr Kopf tauchte unter die Wellen, dann war erneut etwas zu hören. Worte und Rufe, die Kinna nicht verstehen konnte.

Die Frau ging unter.

Kinna tauchte den Kopf ins Wasser und schwamm. Kraftvoll. Schnell. Im Kampf gegen Wellen und Strömung. Das Wasser über-tönte alle anderen Geräusche, und in ihren Ohren war nur das Brüllen der Gezeiten zu hören. Zug, Zug, Atmen. Wasser im Mund. Salz und Bitterkeit. Sie hielt inne, blickte auf. Sie konnte die Frau nicht mehr sehen.

Oh nein. Gott, hilf mir ...

Ein Aufblitzen. Ein Arm. War das ...? Dann nichts mehr.

Sie schwamm auf die Stelle zu. Hoffend, betend. Obwohl Gott sie

noch nie erhört hatte, betete sie immer noch, glaubte, trieb sich an durch die auf- und absteigenden Wellen.

Und dann war sie am Ziel. Weiße Bläschen auf der Wasseroberfläche. Zappelnde Gliedmaßen. Ein nach Luft schnappender Mund. Ein letzter Zug brachte sie an die Seite der Frau und gleich darauf hinter sie.

„Alles in Ordnung. Ich habe –“ Eine Welle verschluckte ihre Worte und ertränkte sie mit salziger Macht.

Die Frau schlug um sich. Ihr Arm traf Kinna an der Schläfe. Die Welt vor ihren Augen wurde schwarz, dann grau und schließlich wieder grün. Kinna blinzelte und schnappte nach Luft.

Die Frau wand sich und stieß Kinna fort, während sie Wörter schrie, die Kinna nicht hören, nicht verstehen konnte. Sie strampelte und trat mit ihren schmalen Füßen gegen Kinnas Beine. Die schwachen Hände waren plötzlich stark und drückten Kinnas Schultern tiefer in die trüben Wellen.

Als das Wasser über Kinnas Kopf zusammenschlug, stieß sie die Frau fort und kämpfte sich an die Oberfläche zurück. Ihre Lungen schmerzten und das Wasser trübte ihren Blick.

Die Frau streckte erneut die Hand nach ihr aus, aber diesmal war Kinna vorbereitet. Sie packte die Frau unter den Armen und drehte sie mit einem Ruck um. Ein Fuß traf ihren Bauch. Eine Hand kratzte über ihr Gesicht.

So laut wie möglich schrie Kinna der Frau ins Ohr: „Lassen Sie locker! Ich halte Sie.“

Eine Schauer durchfuhr den Körper der Fremden.

„Nicht wehren!“

Endlich hörten die steifen Arme auf zu schlagen und die Beine strampelten etwas weniger heftig.

„So ist es gut. Und jetzt lassen Sie sich einfach hängen.“

Kinna fasste nach, um die Frau fester zu halten, dann drehte sie sich auf die Seite und schwamm mit einem Arm aufs Ufer zu. Nach sechs Zügen erschlaffte die Frau.

„Bleiben Sie wach.“

Der Atem der Frau rasselte in Kinnas Ohren. Sie würde es schaffen. Sie würden den Strand sicher erreichen.

Eine Welle schlug über ihnen zusammen, aber sie schwamm weiter, während die Frau schlaff in ihrem Arm hing. Immerhin atmete sie

noch. Ein Keuchen. Ein Husten. Die Wellen kamen jetzt schneller und trieben sie voran. Steile, aufgewühlte Wellen mit weißen Kämmen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit berührten Kinnas Zehen den Boden. Sie kämpfte gegen die letzten Wellen an, den letzten Halt des Meeres. Ihre Füße drückten sich in den nassen Sand, ihr Körper richtete sich aus dem Wasser auf. Und dann waren sie in Sicherheit.

Kinna zog die Frau an Land und sank neben ihr auf die Knie. Nachdem sie etwas Wasser ausgespuckt hatte, beugte sie sich zitternd über das blasse Gesicht der Frau.

Die Augenlider der Frau hoben sich flatternd und ihr Blick richtete sich auf Kinna. „Du?“ Ein einziges Wort, kaum hörbar. Dann fielen die Augen wieder zu.

„Nein!“ Kinna packte die Frau an den Schultern, zog sie hoch und schüttelte sie.

Die Frau schlug die Augen wieder auf und starrte sie an. Ihr Mund bewegte sich und murmelte Wörter, die Kinna nicht hören konnte.

Sie beugte sich tiefer.

„Die Gesichter. Nicht verrückt. Nicht.“ Die Wörter waren undeutlich. „Kein Traum.“ Der Kopf der Frau war geneigt, ihr Atem ging rasselnd und ungleichmäßig.

„Schhh. Ich bringe Sie zu einem Arzt. Ihnen ist nichts passiert.“

Eine Hand packte Kinnas Arm. Die Finger der Frau gruben sich fest in ihr Fleisch und zogen sie näher. Wieder bewegte sich ihr Mund und diesmal waren die Worte klar und deutlich.

„Du bist Kinna Henley.“

Kinna lief ein kalter Schauer über den Rücken. „Woher kennen Sie mich?“

Die Frau atmete noch einmal zitternd ein, dann fiel sie zurück in den Sand.

Und atmete nicht mehr.

Kapitel 2

Die Welt stand still. Das Meer hörte auf zu schwanken, der Nebel schien an Ort und Stelle zu gefrieren.

Kinna schob eine Hand unter den Hals der Fremden. Sie legte den Kopf der Frau in den Nacken, beugte sich über sie und hauchte ihr ihren eigenen Atem ein.

Dann holte sie tiefer Luft und beatmete die Frau noch einmal.

Und noch einmal.

Und noch einmal.

Die Welt fing wieder an sich zu drehen. Das Meer toste. Der Nebel waberte in dunklen Schatten über den Strand.

Schneller. Weiter. Noch ein Atemzug. Sie hatte aufgehört zu zählen.

Plötzlich hustete die Frau, würgte und atmete dann von allein. Ein kurzer Atemzug. Dann ein zweiter, tieferer, längerer.

Kinna sank auf ihre Fersen zurück.

Die Frau wandte den Kopf um. Ihr Haar fiel zurück und Kinna bemerkte ein kleines, rotes Muttermal hinter ihrem linken Ohr. Ein Fleck, der die Form einer winzigen Muschel hatte.

Zögernd setzte die Frau sich auf und berührte den Fleck hinter ihrem Ohr. Dann presste sie die Hand auf ihre Brust.

Kinna legte ihr den Arm um den Rücken, um sie zu stützen, und bemerkte dabei, wie regelmäßig und kräftig ihr Atem war. Kräftiger, als sie es nach dem, was gerade geschehen war, für möglich gehalten hätte.

Die Frau blinzelte und sah Kinna an. „Du hast ...“

„Einen tierischen Schrecken bekommen? Das kann man wohl sagen.“

„Aber ...“

Wieder lief ein Schauer über Kinnas Rücken. „Aber ich bin Krankenschwester und werde es überleben. Gut für Sie.“ Sie lächelte schief.

„Krankenschwester. Natürlich.“ Die Frau warf ihr aus dem Augenwinkel einen Blick zu. „Du hast Mundgeruch.“

Kinna versteifte sich. Ihre Stimme klang ausdruckslos. „Sie machen Witze.“ Ihre Zähne hatten zu klappern begonnen. Es war kalt. Schrecklich kalt.

Die Augenlider der Frau senkten sich. Dann lachte sie, ein merkwürdiges, gurgelndes Lachen, das ihre Brust hob und senkte wie die Wellen im Meer.

Kinna rieb den Rücken der Frau. Ihr Körper fühlte sich warm an, zu warm für jemanden, der gerade aus der eiskalten Bucht gezogen worden war. „Nächstes Mal lutsche ich erst ein Pfefferminzbonbon, bevor ich Sie rette, in Ordnung?“

Die Frau kniff ein Auge zusammen und sah sie mit dem anderen an. „Nimm lieber zwei.“

Fingerspitzengefühl, Kinna. Wie bei der Arbeit. Das scheint eine von diesen merkwürdigen älteren Damen zu sein, die kein Gespür für Höflichkeit haben. Dass sie dich duzt, nur weil du jünger bist, sagt doch schon alles. Ihr Tonfall wurde weicher, als sie in ihre Krankenhausstimme fiel. „Wie wäre es, wenn Sie mir Ihren Namen sagten, dann sehen wir weiter. In Ordnung, Liebes?“

Ein Lächeln umspielte die Lippen der Frau. „Liebes? Ich heiße Thea. Nur meine Mutter nennt mich ‚Liebes‘, und das auch nur dann, wenn etwas nicht stimmt.“

Kinna kräuselte die Nase. „Ich nenne alle meine Patienten so.“ Trotzdem hatte Thea recht. ‚Liebes‘ klang hier draußen am Strand, wo das Wasser ans Ufer schlug und der Nebel über dem Sand waberte, tatsächlich etwas merkwürdig. Es war ein Wort, das sie nur im Krankenhaus benutzte, und zwar normalerweise bei Patienten, die im Sterben lagen. Ein Schauer durchfuhr sie. Aber Thea würde jetzt bestimmt nicht mehr sterben. Dazu klang sie viel zu kräftig und streitlustig. „Setzen Sie sich gerade hin und warten Sie ein paar Minuten. Und dann sagen Sie mir, wie Sie sich fühlen. Haben Sie irgendwelche Schmerzen?“

„Schmerzen?“

„Sie wissen schon, das, was man fühlt, bevor man ‚Autsch‘ sagt?“

„Ja, Schmerzen.“ Sie berührte ihre Brust.

„Beschreiben Sie bitte die Intensität.“

„Hm.“

„Auf einer Skala von eins bis zehn.“ Kinna stellte sich die kleinen Zeichnungen im Krankenhaus vor, auf denen einfache Gesichter zu sehen waren. Der jeweilige Gesichtsausdruck zeigte die verschiedenen Schmerzstufen an. „Eins ist so.“ Sie starrte mit reglosem Mund geradeaus. „Zehn ist so.“ Sie schnitt eine Grimasse und streckte die Zunge heraus.

Thea lachte, und diesmal war das Geräusch, das sie von sich gab, klar und deutlich. „Hören Sie auf. Jetzt tut es noch mehr weh.“

Kinna lächelte und rieb Theas Arm. „Dass Sie so lachen können, ist ein gutes Zeichen. Und jetzt beschreiben Sie bitte die Stärke Ihrer Schmerzen.“

„Drei.“

Der Nebel lichtete sich und ein paar helle Sonnenstrahlen fielen auf den Sandstrand. Wärme legte sich auf Kinnas Rücken und Arme. Wundervolle, wohltuende Wärme. Sie hob das Gesicht. „Dann ist es nicht so schlimm. Aber Sie sollten trotzdem zu einem Arzt gehen. Wir wollen doch nicht, dass Ihrer Krankenversicherung die Chance entgeht, Ihnen die Kostenerstattung zu verweigern, oder?“

„Ich glaube nicht, dass ich eine Versicherung habe. Nicht zum jetzigen Zeitpunkt, meine ich.“ Ihre Stimme klang immer noch merkwürdig.

„Dann ist es ja gut, dass Sie einflussreiche Leute kennen.“

Thea schloss die Augen und lächelte. „Ja. Ich kenne Gott.“

Kinna schnaubte laut auf. „Ich meinte eigentlich mich. Aber glauben Sie mir, damit man um diese Uhrzeit in der Notaufnahme unterkommt, muss wirklich ein Wunder geschehen. Also“ – sie stand auf und streckte die Hand aus – „werde ich sehen, was sich machen lässt. Eine Krankenschwester hat Beziehungen, wissen Sie.“

Thea schüttelte den Kopf. „Mir geht es gut. Ich brauche keinen Arzt.“

Kinna seufzte und ließ die Hand sinken. „Ach, Sie sind eine von der Sorte, was?“

„Eine von der Sorte?“

„Eine von den“ – sie senkte ihre Stimme – „Ich-starke-Höhlenfrau-Typen. Kein Mediziner für mich.“

Thea kicherte.

Dann drangen Stimmen durch die letzten Nebelschwaden und mischten sich mit dem zunehmenden Sonnenschein. Kinder. Schreiende, lachende, kreischende Kinder, die sich am anderen Ende des Strands aufzuhalten schienen – dem Ende, das sie nicht sehen konnten. Ein Mädchen und ein Junge, jung und unbeschwert.

„Geh aus dem Weg.“ Die Stimme des Jungen erschallte über dem Sand.

„So weit kannst du überhaupt nicht werfen.“

„Du wirst schon sehen.“

Eine gelbe Frisbeescheibe flog durch den Nebel. Einen Augenblick lang war sie zu sehen, dann fiel sie ins Wasser.

Geplausche. Lachen. Dann entfernten die Stimmen sich.

Kinna bekam eine Gänsehaut. Kinder. Sie würde diesen Schmerz nicht empfinden. Auf der Krankenhausskala entspräche er einer Drei. Sie würde ihn einfach ignorieren.

Theas Stimme riss sie aus ihren Gedanken. „Mögen Sie kein Kinderlachen? Jeder mag Kinder.“

Natürlich mag ich sie. Aber ... Aber es waren nicht nur die Kinder und die Erinnerung an jahrelangen Kummer und Enttäuschung. Das war lediglich die eine Seite dieses zweiseitigen Schmerzes. Die andere schnitt tiefer. Zu tief, um ihm zu entfliehen. Als Kinder waren Jimmy und sie barfuß über denselben Strand gelaufen, hatten sich in die Wellen geworfen und gelacht, wenn die Frisbeescheibe im Wasser gelandet war. Sie waren zu jung gewesen, um zu ahnen, was geschehen würde. Zu jung, um zu wissen, dass man für Märchen arbeiten, sie planen musste. Und für diese Seite des Schmerzes lag das einzige Heilmittel dort im Sand vergraben.

Kinna räusperte sich und zwang sich, Thea anzusehen. „Okay, gehen wir. Sie müssen zu einem Doktor. D-O-K-T-O-R. Jetzt.“

Die Frau lehnte sich zurück und legte sich in den Sand. „Nein. Und du brauchst es nicht zu buchstabieren.“

„Liebes.“

Thea hob die Hand. „Jetzt klingst du wirklich wie meine Mutter.“ Sie grinste. „Ich wette zehn Dollar, dass du blasser bist als ich.“

„Bin ich nicht.“ Ein winziges Lächeln umzuckte Kinnas Mundwinkel. Verrückte Frau. Sie betrachtete Theas Beine, die im Sand lagen, ihre schlaffe Haut voller Altersflecken, die Hände, die sie hinter dem Kopf verschränkt hatte. Wenn Thea aufstünde, wäre sie wahrscheinlich gute zehn Zentimeter größer als Kinna. Sie war schlank und hatte für ihr Alter eine sehr sportliche Figur. Gekleidet war sie in einen alten Anorak, der früher vermutlich einmal rot gewesen war, außerdem trug sie eine alte Sporthose und nagelneue Nikes. Natürlich war das alles jetzt völlig durchnässt und hinterließ immer größer werdende Pfützen im Sand. Ganz und gar nicht die Art Kleidung, die man an einer Frau

erwarten würde, die gerade aus dem Meer gefischt worden war. „Gehen Sie immer in Ihren Joggingsachen schwimmen?“

Thea blickte an sich herunter. „Nur diesmal. Es war eine Art Test.“ Sie schaute zu Kinna auf und suchte ihren Blick. Eine ihrer Augenbrauen schoss in die Höhe. „Merkwürdig, dass Sie mich gerade an dieser Stelle des Strands aus dem Wasser gezogen haben, oder? Es heißt, sie sei etwas ganz Besonderes, wissen Sie. Wenigstens hat meine Mutter das immer gesagt. Ein kleines Stück Himmel auf der Erde, versteckt hinter dem großen Fels am Strand.“

Diese Stelle? Jetzt wusste sie, dass die Frau verrückt war. „Ich bringe Sie in das Krankenhaus, in dem ich arbeite.“

Thea blinzelte. „Immer schön professionell bleiben, was? Zielgerichtet.“ Sie grinste. „Meine Mutter sagt immer, man sollte manchmal den Kopf heben und sich umsehen. Weil man nie weiß, was man sehen wird. Also los. Schauen Sie sich um. Ist das nicht ein wunderschöner Flecken Strand?“

Kinna sah sich nur flüchtig um. *Na und?* Ein großer Felsbrocken, ein bisschen Sand, ein – *Oh nein*. Das Herz rutschte ihr in die Magenegend. Nicht hier. Sie konnte unmöglich ausgerechnet hier aus dem Wasser gekommen sein. Von allen Stellen des Strands, an denen die Wellen sie an Land hätten spülen können, war sie ausgerechnet in dieser kleinen Bucht gelandet. War es Schicksal? Oder Gott? Oder ihr schlechtes Gewissen? Sie konnte nicht hier sein, auf diesem kleinen Streifen Sand hinter einem merkwürdigen Felsbrocken, der schon immer dort gelegen hatte ... oder zumindest die letzten dreißig Jahre.

Dieser Flecken war tatsächlich etwas ganz Besonderes. Genau hier war sie Jimmy Henley zum ersten Mal begegnet.

Kinnas Blick wanderte zu der Stelle neben dem Felsen, an der er damals gesessen hatte.

Gott, willst du mich auf den Arm nehmen? Oder ist das eine Art Zeichen?

„An klaren Tagen kann man von hier aus bis nach Santa Cruz sehen.“ Die Stimme der Frau klang jetzt leise und so dünn wie der sich lichternde Nebel.

„Aber heute nicht.“ Die Worte kamen als ersticktes Flüstern über Kinnas Lippen.

„Nein.“ Thea setzte sich wieder auf. Alle Anzeichen eines Traumas

waren verschwunden. Sie saß regungslos da, nur ihre Augen bewegten sich und begegneten den ihren. Sie blickten tief, zu tief, als könnten sie die Geheimnisse sehen, die Kinna in ihrem Innersten verborgen hatte. Als könnte sie die Erinnerung sehen, die Kinna's Gedanken so heftig erfasst hatte. Eine Erinnerung, die sie nicht sehen, nicht wahrhaben wollte.

Kinna sprang auf.

Thea rührte sich nicht vom Fleck. „Wovor hast du solche Angst?“

Kinna straffte die Schultern. „Davor, dass Sie eine Lungenentzündung bekommen. L-U-N-G-E-N-E-N-T-Z-Ü-N-D-U-N-G.“ Ihre Stimme zitterte. Das Schwimmen musste sie stärker mitgenommen haben, als sie gedacht hatte.

Die Frau hob die Hand. „Gut buchstabiert. Aber jetzt schhh.“ Sie schloss die Augen.

Kinna zog die Augenbrauen zusammen und ihre Augen verengten sich.

Theas Lippen verzogen sich zu einem kleinen Lächeln. „Du kannst mich anfunkeln, so lange du willst, aber ich gehe nicht mit dir ins Krankenhaus. Du hast deine Sache gut gemacht, als du mich gerettet hast. Ich fühle mich völlig in Ordnung.“

„Das habe ich gern gemacht. Und Sie können Ihrem Dank dadurch Ausdruck verleihen, dass Sie tun, was ich will.“

Eine ganze Minute lang antwortete die Frau nicht. Sie stand auch nicht auf oder tat sonst irgendetwas. Dann schüttelte sie den Kopf. „Manchmal ist es das Beste für uns, wenn wir nicht das bekommen, was wir wollen.“ Jetzt waren es ihre Augen, die zu Schlitzen wurden. „Das hat mir auch meine Mutter beigebracht.“

Kinna spürte Ärger in sich aufsteigen. „Ich bin mir sicher, Ihre Mutter würde wollen, dass Sie auf mich hören.“

Das Lachen der Frau wurde lauter und kräftiger. „Da bin ich mir sicher. Aber ich möchte gerne hier bleiben. Noch eine Weile jedenfalls. Leistest du mir Gesellschaft? Nur um sicherzugehen, dass ich keinen Rückfall erleide oder sonst etwas in der Art.“

Kinna setzte sich wieder in den Sand. *Diese Frau macht mich noch wahnsinnig.* Aber sie mochte sie. Sie war schrullig, witzig, amüsant, so wie Kinna es früher gewesen war, bevor ... bevor ...

Sie warf einen Blick zu dem riesigen Gesteinsbrocken hinüber, der

wie ein Walrücken geformt war, und auf die Muschelschalen zu seinen Füßen. Manche Dinge änderten sich nie. Andere änderten sich ständig. Aber damals hatte sie das eine noch nicht vom anderen unterscheiden können. Wie hätte sie auch?

An jenem Tag damals hatte sie gefunden, was sie wollte, allerdings ohne es zu wissen. Heute würde sie es wieder finden, aber diesmal wusste sie es nur zu gut. Seltsam, dass sie ausgerechnet an dieser Stelle gelandet war. Ein bisschen unheimlich sogar.

Und daran war nur diese verrückte Frau schuld.

Sie lehnte sich zurück und schob die Hände in den Sand. Er fühlte sich noch kühl an und ein wenig feucht. Genauso, wie vor all den Jahren.

Als sie Jimmy Henley zum ersten Mal begegnet war, hatte er in dem gleichen Sand gesessen wie sie jetzt, mit getrocknetem Schnodder in der Nase und einer umgedrehten Frisbeescheibe vor sich. Nur dass die Frisbeescheibe grün gewesen war – ein hässliches Popelgrün. Er hatte mit den Händen Sand hineingeschaufelt.

Sie hatte ihn eine Weile beobachtet, seine braunen Haare gemustert, die wie Seetang in alle Richtungen abstanden, die knochigen Knie, die aus seiner zerrissenen Badehose hervorstaken, die Stirn, die in Falten lag und verriet, wie konzentriert er war. Dann ging sie zu ihm und blieb dort neben ihm stehen, mit ihrer alten Puppe unter dem Arm, und grub ihre Füße in den Sand.

Er sah nicht auf.

Sie bewegte den Fuß und schleuderte ein paar Sandkörner in seine Richtung.

Er ignorierte sie weiter.

So ging das nicht. Niemand ignorierte Kinna Hollis, die Tochter des berühmten Reverend Keith Hollis, Autor, Redner und Pastor der größten Gemeinde in ganz Kalifornien. Das stand jedenfalls auf der Visitenkarte ihres Papas. Außer dem letzten Teil. Und es stand auch noch darauf, nachdem sie von L.A. hierhergezogen waren und die neue Kirche nicht mehr ganz so groß war und ihr Papa nicht mehr ganz so berühmt zu sein schien. Aber trotzdem ...

Kinna straffte die Schultern und funkelte den Jungen an. „Was ist eigentlich mit dir los? Siehst du nicht, dass ich hier stehe?“

Der Junge schaufelte noch eine Handvoll Sand in seine Frisbeescheibe. „Ich sehe dich.“ Er blickte immer noch nicht auf.

Sie schob das Kinn vor. „Und?“

Er nahm die Frisbeescheibe und bewegte den Sand darin hin und her, bis er gleichmäßig verteilt war. „Wenn du ein bisschen in die Richtung gehst“ – er zeigte mit dem Kopf nach rechts – „dann schirmst du die Sonne noch besser ab. Sie blendet mich.“

Kinna stemmte die Fäuste in die Hüfte. „Für wen hältst du dich eigentlich, junger Mann?“ Sie gebrauchte die gleiche Stimme, in der ihre Mutter mit ihr sprach, wenn sie etwas ausgefressen hatte, oder zumindest war es eine recht gute Nachahmung.

Der Junge grinste, setzte seine Frisbeescheibe ab und füllte noch mehr Sand hinein. „Ich halte mich für einen leuchtend gelben 310er John-Deere-Bagger mit einer brandneuen Schaufel. Und für wen hältst du dich?“

„Bist du nicht.“

„Hallo, Bistdu nicht.“

Kinna schnaubte verächtlich. „Das ist doch nicht mein Name.“

Er antwortete nicht.

Sie ließ sich trotzdem neben ihm in den Sand fallen. Ihre Puppe setzte sie auf ihren Schoß. Merkwürdiger Typ, dieser Junge, aber er schien ungefährlich zu sein. Und interessant. Ihr war langweilig.

„Ich heiße Kinna Ann Hollis. K-I-N-N-A.“

„Das ist ein komischer Name.“

Sie verschränkte die Arme. „Meine Großmutter hat so geheißt.“

Er antwortete mit den „Brrrrmm-brrrrmm-Quietsch“-Geräuschen eines Traktors, der den Gang wechselt.

„Wie alt bist du?“

„Fast neun.“

Kinna schmolte. Er war ein ganzes Jahr älter als sie. „Wie heißt du?“

Jetzt endlich blickte er auf.

Kinna stockte der Atem. Seine Augen waren leuchtend blau, tief und glänzend. Wie die dicken Saphirohrringe, die ihre Mutter nur zu ganz besonderen Gelegenheiten trug.

„Jimmy Henley.“

Jimmy. Der Name passte nicht zu den Augen. Er hätte einen schickeren, ausgefalleneren Namen haben müssen. „Wohnst du hier in der Gegend?“

„Mhm.“

„Wo denn?“

Er zeigte mit dem Daumen hinter sich. „Die Straße runter.“

Aha. Dann verdiente er vielleicht doch keinen schickeren Namen. „Ich wohne in der anderen Richtung.“ Obwohl sie erst ein paar Monate dort wohnte, kannte Kinna den Unterschied zwischen ‚die Straße rauf‘ und ‚die Straße runter‘. Rauf war gut – große Häuser, große Namen, wichtige Leute, „angesehene Bürger“, wie ihre Mutter sie nannte. Die Straße runter waren schäbige Wohnungen, Trinkhallen, das „Gesindel“. Das hatte sie jedenfalls gehört. Aber jetzt wusste sie nicht mehr, ob sie das glauben sollte. Niemand, der solche Saphire als Augen hatte, konnte Gesindel sein. Da war sie sich sicher.

„Also, Kinna Ann Hollis, willst du dich hinstellen und die Sonne verdecken oder willst du spielen?“

„Gut. Lass uns spielen. Aber ich sitze nicht die ganze Zeit über hier in dem dreckigen Sand und behaupte, ich wäre ein Dreihundertdingsbums.“

Jimmy schüttete den Sand aus der Frisbeescheibe und reichte sie ihr. „Also gut. Du kannst ja so tun, als wäre sie ein Silbertablett mit einem gläsernen Schuh drauf. Kennst du die Geschichte?“

„Das ist kein Tablett.“

„Du sollst so tun.“

Kinna reckte das Kinn vor. „Ich halte nichts davon, sich was vorzumachen.“

Er schnitt eine Grimasse. „Und was ist dann das da auf deinem Schoß?“

Sie senkte den Blick. „Meine Puppe. Sie heißt Sally.“

Als seine Augenbrauen in die Höhe wanderten, stemmte sie die Hände in die Seiten. „Sally ist kein So-tun-als-ob. Sie ist zur Übung. Ü-B-U-N-G, Übung.“

„Kannst du nicht einfach spielen? Musst du erst üben?“

Kinna schnaubte verächtlich. „Nein, Blödmann. Das ist kein Spiel. Ich übe für später, wenn ich erwachsen bin. Meine Mama sagt, dass der Tag, an dem ich geboren wurde, der schönste Tag in ihrem Leben war. Sie sagt, dass nichts so schön ist, wie ein eigenes Kind zu haben. Also übe ich.“

Jimmy schüttelte den Kopf. „Mädchen.“

Sie ließ die Arme sinken. „Was denn?“

„Mädchen sind dumm. Und du bist vielleicht das dümmste Mädchen, das ich bis jetzt getroffen habe.“

Kinna wurde wütend. Noch nie hatte sie jemand als dumm bezeichnet. Noch nie.

„Aber ich mag dich trotzdem. Also komm mit. Du kannst die Puppe mitnehmen.“ Er grinste. „Nur zur Übung natürlich.“ Er nahm ihre Hand.

Kinna ließ es zu. Seine Haut war dreckig, aber warm. Fühlte sich gut an. Er warf ihr einen Blick aus seinen juwelenartigen Augen zu.

Sie wandte den Blick ab. „Weißt du, wie man das Ding da wirft?“ Sie zeigte auf die Frisbeescheibe.

„Klar.“

Sie schnaubte. Warum füllte er dann Sand hinein, wenn er wusste, wie man richtig damit spielte? „Zeig es mir.“ Sie hob das Kinn, nur ein kleines bisschen.

Er stand auf und zog sie mit sich. Sally fiel in den Sand. Jimmy schüttelte die letzten Sandkörner aus der grünen Scheibe, drehte sie um und schleuderte sie in Richtung Wasser.

Ihre Kinnlade klappte herunter, als die Scheibe über die Wellen segelte. Schließlich blieb sie auf der Wasseroberfläche liegen, zu weit hinter den Schaumkronen der Wellen, als dass sie sie genau hätte sehen können.

Er grinste. „Hab ich doch gesagt.“

„Willst du sie nicht wiederholen?“

„Nein.“

„Aber –“

„Die kommt wieder. Wir müssen nur warten. Außerdem können wir jetzt spielen.“

„Ich dachte, wir wollten Frisbee spielen.“

„Kannst *du* das denn?“

Sie blickte auf die Wellen hinaus und sah etwas Grünes aufblitzen. Ihr Gesicht wurde ganz warm. „Nein.“

Er gluckste belustigt. „Dann bist du Prinzessin Aurora. Kennst du Walt Disneys *Dornröschen*?“ Seine Stimme wurde weich. „Das war die Lieblingsgeschichte meiner Mutter. Bevor ...“

„Bevor was?“

„Nichts.“ Er räusperte sich. „Du bist Aurora und ich bin Prinz Philip.“

Er ist der beste Prinz, weil er mit einem großen Schwert gegen einen Drachen kämpfen kann.“

„Ich dachte, Jungen mögen He-Man und so was. Keine Prinzen wie Philip.“

„Nur, weil sie nichts von dem Drachen wissen. Was ist denn cooler, als einen Drachen zu töten und das Königreich zu retten?“

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. „Es gibt keine Drachen.“

Jimmy schnaubte. „Dann nenn es eben eine Übung. Ist mir egal. Du bist Aurora. Deine Haare haben ungefähr die richtige Farbe für Aurora. Sie sind so schön dunkelgold.“

Kinna fuhr mit dem Fuß durch den Sand. „Danke.“

„Und ich bin Philip. Jetzt brauchen wir nur noch ein schönes, großes Stück Treibholz als Schwert.“ Er sah sich um.

Kinna ließ ihre Arme sinken. Sie war eine Prinzessin? Das gefiel ihr. Aber es war nicht echt, und Märchen waren was für Babys. „Ich habe doch gesagt, dass ich nicht –“

Er sah sie mit diesen unglaublichen Augen an, und plötzlich wusste sie nicht mehr, was sie hatte sagen wollen. Vielleicht war sie eine Prinzessin. Und vielleicht war er ein Prinz. Und vielleicht gab es ja ein Happy End.

Oder auch nicht.

Aber sie versuchte es wenigstens. Ihm zuliebe. Sie stach sich den Finger an einer Spindel, auch wenn sie keine Ahnung hatte, was eine Spindel war. Sie fiel in den Sand, die Augen geschlossen, ihr Atem schwer. Dann sah sie unter den Augenlidern hindurch zu, wie er den wütenden Drachen am Ufer besiegte. Als er sich über sie beugte, näher, ganz nah, hielt sie die Luft an und wartete. Der Drachen war besiegt und der Zauber beinahe gebrochen.

Und dann zerriss ein Schrei den Traum. Die Bilder verschwanden.

Jimmy zog sich zurück.

Kinna riss die Augen auf.

Ein Mann wankte auf sie zu. Sein Gang war merkwürdig, halb steif, halb wackelig, und er rannte fast. In der Hand hielt er eine Flasche. „Jimmy!“ Die Stimme des Mannes klang undeutlich. Er wurde langsamer. „Komm her.“

Jimmy seufzte.

Kinna stützte sich auf die Ellbogen. „Wer ist denn dieser eklige Mann?“

Jimmy lächelte, sah aber kein bisschen fröhlich aus, sondern vielmehr schrecklich traurig. Seine Traurigkeit versetzte Kinna einen Stich ins Herz und ließ sie innerlich zittern. „Kein toller König, was? Eher wie der Drache.“

„Was?“

„Mein Vater. Er kann auch nicht gut so tun als ob.“

Der Mann hörte auf zu brüllen, drehte sich um und ließ sich in den Sand fallen. Er nahm einen langen Schluck aus der Flasche.

Kinna blinzelte. „Was hat er denn?“

„Ich muss gehen.“

„Deine Frisbeescheibe.“

„Du kannst sie behalten.“ Er drehte sich um und ging auf den seltsamen Mann zu. „Bis bald, Kinna Hollis.“ Er rief die Worte über seine Schulter.

Sie nahm ihre Puppe und drückte sie an ihre Brust. „Bis bald, Prinz Philip.“

Er wandte sich um und ein Grinsen erhellte sein Gesicht.

In diesem Augenblick wusste Kinna, dass ihr Leben sich verändert hatte, weil Jimmy Henley darin aufgetaucht war, mit seinen Märchen-spielen und den Saphiraugen voller Hoffnung und Kummer.

Kinna seufzte und rieb sich mit den Händen über das Gesicht. Das war lange her. Viele Jahre, viele unerfüllte Träume, gebrochene Versprechen und vergebliche Hoffnungen lagen zwischen jenem Tag am Strand und jetzt. Aber in Wirklichkeit wollte sie immer noch das Märchen. So wie sie es damals geübt hatte.

Aber jetzt gab es den kleinen Jungen namens Jimmy nicht mehr. Nur noch Jimmy Carlton Henley, einen Mann mit einem Namen, der zu groß war für einen einfachen Bauarbeiter, auch wenn er Vorarbeiter war.

Und es gab auch kein kleines Mädchen namens Kinna mehr, das mit leuchtend blauen Augen und einem Fantasie-Königreich umworben werden konnte. Sie war eine Frau, und dieses Märchen war schon vor langer Zeit gestorben.

Sie würde nie wieder Aurora sein.

Und sie wollte es auch nicht.

Sie wollte nur Mutter sein. Endlich. Denn wie könnte sie weiterhin an einen Gott glauben, der ihr die eine Sache versagte, nach der sie sich

sehnte? Wie könnte sie an seine Liebe glauben, wenn er ihre Gebete nie erhörte? Wie könnte ihr Glaube überleben, wenn Gott ihr den Rücken kehrte?

Und wenn er ihr tatsächlich den Rücken kehrte, wie könnte sie ohne ihn leben?